



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Otto Eduard: Wanderungen in der Niederlausitz : 5. Vom Schwielochsee zur Schwarzen Elster (Schwielochsee, Lübben, Luckau, Lebusa, Schlieben, Herzberg)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Dichter psychologisch zu fassen, was ja mit philologisch nicht immer identisch ist. Darum geht er auch auf seine Produktionsweise ein (z. B. 94, 124).

Hatte Kleist wirklich 1809 den phantastischen Plan, Napoleon zu töten (118 f.), so frage man sich: Wie oft mag in dieser furchtbaren Zeit unsers Vaterlandes der Gedanke aufgestiegen sein, alles müßte besser werden, wenn jemand den rücksichtslosen Unterdrücker beseitigte. Angeblich war es ja auch gegen Friedrich den Großen mitunter geplant.

Können wir uns dem Gesamturteil über Kleists Wesen anschließen (124), so sehe ich doch keinen Anlaß, ihn mit Servaes zum Vorläufer unsrer Zeit (Nicksche?) zu machen, weil Kleist einmal schrieb: Was ist böse, absolut böse usw.? Auch fände ich kein Verdienst darin. Weil Kleist einer der wichtigsten Vorläufer des „modernen Menschen“ gewesen und als solcher zu früh gekommen sei, habe er in seiner Zeit nicht verstanden werden können und untergehn müssen. Nun, mag jeder sehen, wie er sich dazu stellt.

Noch ist hervorzuheben, daß etwa sechzig Bilder von Personen, Örtlichkeiten, Szenen aus den Werken u. a. m. in den Text gesetzt sind und so die lebendige Farbe der Darstellung unterstützen.

(Schluß folgt)



Wanderungen in der Niederlausitz

Von Otto Eduard Schmidt

5. Vom Schwiellochsee zur Schwarzen Elster

(Schwiellochsee, Lübben, Luckau, Lebusa, Schlieben, Herzberg)



ie größte Wasseranstauung, die die Spree auf ihrem vielgewundenen Laufe bildet, heißt der Schwiellochsee. Die Spree hat ja wie ihre Geschwister Neiße und Bober von Haus aus die Absicht, sich zur Ober zu wenden; und so macht sie denn da, wo sie bei Leibsch aus dem untern Spreewald herauskommt, eine entschiedne Schwentung nach Osten. Aber wenig Meilen weiter ostwärts stößt sie auf einen unbefiegligen Gegner. Ein zwischen Friedland und Lieberose nach Westen zu streichender Höhenzug wirft ihr seine mit schwarzen Niesern bewehrten Sandwellen entgegen. Nicht leichten Muts gibt die tapf're Spree den Kampf auf, sondern erst nachdem sie lange Zeit mit dem zähen Gegner gerungen und dabei ein flaches Niesenbecken mit ihren Wassern angefüllt hat, entschleßt sie sich zum Abzuge in nördlicher Richtung, die allmählich in eine westliche übergeht, der Havel und der Elbe entgegen. So ist der Schwiellochsee entstanden, dessen Namen das Volk als „Schweinsloch“ deutet, weil ein wilder Eber einst seine jetzt verborgnen Quellen aufgewühlt habe. Er umfaßt eine Fläche von nicht weniger als siebenundzwanzig Quadratkilometern. So große Wasserflächen haben für den Binnenländer etwas anziehendes; sie leisten ihm einen gewissen Ersatz für das ferne Meer. Und so beschloßen wir denn, da wir noch zu guter Zeit in Beeskow angekommen waren, von da aus nach Lübben nicht die Bahn, sondern die nahe an den Schwielloch hinanführende Straße zu benutzen. Sie führt fast ununterbrochen durch dichten

Niefernwald; links erscheinen schon vor dem Schwieloch ansehnliche Wasserspiegel, dann auch eine sandige Dünenkette (die Sattelberge), die darauf schließen läßt, daß der See einst eine noch größere Ausdehnung gehabt habe. Endlich erreichten wir bei sinkender Sonne die nur durch die Spree voneinander getrennten Dörfer Sabrodt und Trebatsch. Von Sabrodt führt eine Wiesenfläche in unmerklicher Senkung zum Gestade des Sees hinunter. Mitten in der Wiesenfläche liegt, zum Schutze gegen Hochwasser von einem Rasenwalde umgeben, der stille, einsame Friedhof der Fischer und der Köstäten des Dorfes; dichte Hecken von Liguster und Weidengebüsch haben ihn umspinnen, ernste Trauerbirken und Weimutskiefern schauen darüber heraus — in seiner Lage und Form erinnert er ein wenig an den berühmten Friedhof der „Heimatlosen“ auf der Insel Sylt, der die Inschrift trägt:

Wir sind ein Volk, vom Strom der Zeit
Gespült aufs Erdeneiland,
Voll Trauer und voll Herzeleid
Bis heim uns holt der Heiland.

Aber welcher Unterschied: dort das rastlos brandende Meer, mit seinen sich ewig überstürzenden Wellen ein Abbild des altgermanischen Helbengeistes, des furor teutonicus schwertklingender Männer — hier energielose, träumerische Stille, nur unterbrochen durch ein rhythmisches Glucksen am Ufer, wie wenn die slawische Urahne leise zur schnurrenden Spindel summt, und durch den wehmütigen Ruf des über unsre Köpfe hinschießenden Regenpfeifers. Das ist der Eindruck der Schwielochlandschaft an einem mit Licht und Farbe geizenden Apriltage. Anders mag wohl die Sommerstimmung der großen Wasserfläche wirken: wenn die hellen Strahlen über die blaue Flut hinschießen, wenn des Abends die Sonne wie eine rote Feuerfäule nach Schloß Glowe hinüberlegt und aus dem weißschimmernden Niewisch die Glocken leise herüberklingen. In solcher Zeit kommt das rüstige Geschlecht der märkischen Ruderer, die auf Fontanes Spuren drüben die wendische Spree bis Wendisch = Buchholz befahren, auch bis zum Schwieloch aufwärts und trägt den — wenn mäßig geübt — gesündesten und für diese Gegenden passendsten Sport, der auch die entlegensten Reize der Natur entdecken lehrt, bis in diese verträumten Gewässer.

Der Verkehr zwischen Sabrodt und Trebatsch wird durch eine breite über die Spree führende Holzbrücke vermittelt, deren Mittelstück so weit in die Höhe gezogen werden kann, daß Rähne und Schiffe hindurch können. Die Spree ist nämlich von Leibsch an, wo sie den untern Spreewald verläßt, für Getreide- und Kohlenrähne sowie für kleine Schleppdampfer schiffbar; die Wasserstraße geht von Leibsch über den Schwieloch ohne Unterbrechung nach Berlin. Doch ist die Schifffahrt im großen und ganzen hier noch unbedeutend, wir konnten nur zwei Segel auf der großen Wasserfläche erspähen. Noch vor sechzig Jahren war das anders. Da war das Dorf Goyaz um Süden des Sees ein großer Stapelplatz für die aus Frankfurt, Stettin und Berlin auf dem Wasserwege ankommenden Güter; diese wurden von Goyaz aus auf einer Pferdebahn nach Kottbus gebracht und von da aus weiter verfrachtet.

Schwierig schien sich für uns die Frage des Unterkommens zu gestalten. Wir waren in das Sabrotdter Gasthaus gewiesen worden, aber in der Wirtsstube fanden wir ein so wenig einladendes Kunterbunt von unaufgeräumten Tischen, Hausierern und lärmenden Kindern aller Altersstufen, daß wir unter irgend einem Vorwande schnell wieder das Weite suchten. Wir hofften in Trebatsch, dem Kirchdorfe, besseres zu finden, namentlich Ruhe. In der Tat wars auf dem Flur des dortigen Gasthofs mäuschenstill; erwartungsvoll öffneten wir die Tür zur Gaststube. Auch da wars still, aber nicht so, wie wir wünschten. Am Tische, dessen schmutzige Decke zur Hälfte heruntergerissen war, saß oder lag vielmehr, den Kopf vornüber gesunken, ein Mann, der bei einer halbgeleerten großen Branntweinflasche eingeschlafen

war; die qualmende Petroleumlampe warf ein trübes, rötliches Licht und weit mehr Rußflocken über dieses ungesuchte Stillleben im fufelschwangern Raume. Leise schlossen wir die Thür der gräßlichen Dunsthöhle und verschwanden geräuschlos; aber da erschien wie ein Rächer der Ehre seines Hauses der Wirt mit kupferrotem Antlitz und nötigte uns zu bleiben. Vergebne Mühe! Neuig kehrten wir nach Sabrodt zurück. Die lärmende Kinderschar erschien uns nun in einem Glorienschein — und die Belohnung für unsre Befehrung blieb nicht aus. Denn es fand sich im andern Flügel des Hauses ein nettes ruhiges „besseres Zimmer,“ ein erquickendes Abendbrot und schließlich ein blitsaubres, gut ausgestattetes Schlafzimmer in der Mansarde. Für den nächsten Morgen war eine Fahrt auf dem Schwieloch geplant. Rahn und Fährmann waren rechtzeitig zur Stelle. Wir fuhren die Spree, hier schon ein tiefes, ansehnliches Gewässer, hinunter, aber ein starker Südwind stand uns entgegen, und je näher wir der Einmündung des Flusses in den See kamen, um so bewegter wurde das Wasser, um so größer die Wellen. Solchem Wetter ist wohl eine hochbordige Segeljacht gewachsen, aber nicht ein flaches Boot wie das unsre. Wir mußten also umkehren, ohne den Schwieloch befahren zu haben.

Die Straße von Trebatsch nach Lübben bietet nichts Bemerkenswerthes. Lübben selbst aber ist ein uralter, an den mannigfaltigsten geschichtlichen Erinnerungen reicher Ort, einst auch als Sitz der ständischen und später der sächsischen Oberamtsregierung der Niederlausitz viel wichtiger, als der heutige Umfang des heitern Landstädtchens (7000 Einwohner) vermuten läßt. Das Ratsarchiv ist freilich infolge von Bränden und kriegerischen Verwüstungen arm an ältern Urkunden, dafür aber hat sich ein im Jahre 1384 angelegtes Stadtbuch erhalten.

Die Wichtigkeit Lübbens beruhte in alter Zeit darauf, daß es zwischen Spremberg und Berlin nur zwei die Seen und die Sümpfe des Spreewalds trennende Landbrücken gab: die vor dem obern Spreewalde liegende von Kottbus und die sich zwischen dem obern und dem untern Spreewalde hindurchziehende von Lübben. Lübben war, wie es scheint, ein bedeutender slawischer Handelsplatz, denn schon Thietmar von Merseburg berichtet, im Jahre 1007, als König Heinrich der Zweite in Regensburg Ostern feierte, seien Abgesandte der Lausitzer und insonderheit Boten von der großen Stadt Lübben (*seu civitate magna Lubni dicta*) gekommen, um ihn von den Kriegsplänen des Polenherzogs zu benachrichtigen. Später treten auch deutsche Burggrafen von Lübben hervor: ein Bernardus [castellanus] Lubnensis erscheint unter Friedrich Barbarossa im Gefolge des Bratislaus von Böhmen auf einem Römerzuge, ein Castellanus Johannes de Lubin seit 1199 unter dem Markgrafen Konrad dem Zweiten. Der älteste Sitz des reichsunmittelbaren, später markgräflichen Kastellans von Lübben war wohl das südlich von der heutigen Stadt liegende Burglehen, ein noch heute gut erhaltener Rundling von etwa vierhundertfünfzig Metern Umkreis, der sich, von einem dichten Kranze hoher Pappeln und Weiden umwachsen, schon von ferne deutlich von dem Sumpfboden der Spreewiesen abhebt. Von der Landstraße führt nahe bei der Stadt ein Dammweg hinüber zu der Festung, die, einst wohl rings mit Wasser umgeben, jetzt trotz dem eingebauten Gasthause das ehrwürdigste Bauwerk der ganzen Gegend ist. Die deutschen Bauern, die der Burggraf von Lübben im zwölften oder im dreizehnten Jahrhundert herbeizog, bauten das langgestreckte Dorf Steinkirchen, dessen Gotteshaus als eine der ältesten Feldsteinkirchen der Lausitz gilt; es ist durch Neu- und Neubauten freilich sehr verändert worden, nur der östlichste Teil mit dem Altarraum scheint noch von dem ursprünglichen Bau herzurühren. Aber der Handel und die Festung machten nicht allein die Wichtigkeit Lübbens aus: ein religiöser Kultus kam hinzu. Noch heute wird im Hain zu Lübben eine Grube gezeigt, worin das aus Holz geschnitzte Bild der Fürstin oder Göttin Ljuba gestanden haben soll; jetzt ist die Stelle durch einen großen altarähnlichen Stein gekennzeichnet. Derselbe Name steckt auch in den Dorfnamen Groß- und Klein-Lubolz, in Lieberose = Luboras, in dem Flußnamen Ljubitz.

Wann der slawische Markt Lubin in eine deutsche Stadtgemeinde umgewandelt und befestigt, wann das feste Schloß auf dem rechten Spreuerfer erbaut worden ist, von dem noch heute der trotzige viereckige Bergfried übrig ist, das alles entzieht sich unsrer Kenntnis. Die Urkunden ergeben nur, daß der Ort im dreizehnten Jahrhundert Eigentum der Grafen von Brehna, dann des Klosters Dobrilugk war und 1329 an den askanischen Herzog Rudolf von Sachsen, später an die Wettiner überging. Damit rückte Lübben in die Reihe der landesherrlichen Städte auf. Ein Menschenalter danach (1361) wird die Hauptkirche der Stadt dem Archidiaconat Lausitz des Meißner Bistums zugeeignet: seitdem ist der Propst von Lübben zugleich der Offizial des Bistums Meißen für die gesamte Niederlausitz; später entstand aus der Propstei das evangelische Konsistorium. Bei der häufigen Abwesenheit der Landesherren ließen sich diese durch Landvögte vertreten. Die Landvögte residierten zunächst nicht in einer bestimmten Stadt, sondern wechselten meist unter den landesherrlichen Städten ab. So war neben Luckau, Sommerfeld u. a. schon in älterer Zeit auch Lübben manchmal, später unter habsburgischem Regiment (seit 1527) regelmäßig der Sitz des Landvogts.

Die Bürgerschaft Lübbens tritt etwas später als die von Guben, Rottbus und Kalau geschichtlich hervor; wir haben von ihr kaum eine Kunde, die über das Stadtbuch von 1384 zurückreicht. Sie besteht aus Deutschen; die früher in Lübben ansässigen Slawen werden in die Vorstädte verwiesen und leben hier als Fischer und als Händler in einer besondern Gemeinde „auf dem Kieze“ oder als Leineweber oder in Zeidlergenossenschaften geordnet; sie unterscheiden sich in ihren Rechten nicht sehr von der slawischen Landbevölkerung: denn auch diese Vorstadtzeidler geben dem Schloßhauptmann einen jährlichen Honigzins, die Honiggulde genannt, die als Last auf bestimmten Grundstücken haftet. Bürger kann nur werden, wer von ehelicher, freier und ehrlicher (d. i. deutscher) Geburt ist, außerdem muß er eine Gebühr dafür zahlen: „Wer eyn burger wil werden, heißt es im alten Stadtbuche, der sal sich mit dem rath vortragen nach gnaden und darnach man reich iz.“ Im Jahre 1430 bekennt der Rat, daß sich Paul Schuster, der aus einem Zeidlergute in Groß-Luboltz gebürtig war und sich zu der Lubrasse (Lieberose) niederlassen wollte, beim Landvogte von der Honiggulde losgekauft habe. Sonst hätten ihn die Bürger zu Lieberose nicht aufnehmen dürfen. Und noch 1542 befreite der Landvogt Graf Schlick den Georgen Borg samt Sohn und Sohneskindern von der Honighaltergenossenschaft zu Klein-Luboltz, „daß sie statlicher und besser an ein Handwerk gefördert werden und ihre Nahrung suchen könnten.“ Die Bürgerschaft zerfiel wieder in die sozial verschieden gestellten Groß- und Klein-erben. Im Jahre 1426 bestand Lübben — abgesehen von den Vorstädten — aus 231 mit Häusern angelegenen Bürgern und 60 Einliegern (inquilinae). Bei Unruhen im Lande oder bei einem Wechsel der Landesherrschaft ist das Hauptaugenmerk der Bürger darauf gerichtet, daß die Stadt nicht durch einen Handstreich dem Adel anheimfalle. Deshalb werden 1437 (beim Aussterben der Luxemburger) Mauern und Tore ausgebessert, zwei neue Büchsen und das nötige Pulver, außerdem aber auch noch zwanzig Schock neue Pfeile für die Gilde der Armbrustschützen angeschafft, bezahlte Wächter begehren Tag und Nacht die Mauern und die Wehrgänge.

Seit die Niederlausitz mit der Krone Böhmen 1527 an den habsburgischen Ferdinand gekommen war, wird Lübben wegen seiner zentralen Lage mehr und mehr der regelmäßige Sitz der Landvögte und der fast alljährlich berufenen Landtage. Türkennot und die dagegen zu bewilligenden Gelder und Reisigen sind fortwährend das Thema der Lübbener Verhandlungen. Stärker als die dann und wann hervortretenden absolutistischen Gelüste der Habsburger erwies sich die ständische Verwaltung der Lausitz; sie war eine sehr schwerfällige Maschinerie, stark und groß im Verfallen, aber sie kannte auch die Kräfte der Landschaft genauer als jede moderne Bürokratie und hatte am Schutze der Bauern und der Kleinbürger

ein lebendiges Interesse. Es ist nicht lange her, da sah man als deutscher Reichsbürger mit souveräner Verachtung auf die letzte Ausgeburt des Mittelalters, aber seit der Reichstagswahl von 1903 umkleidet sich diese ständische Zeit bei dem deutlichen Fiasko des heutigen bürokratischen Staats und der sogenannten Volksvertretung in unsern Augen mehr und mehr mit einem gewissen Nimbus der Glückseligkeit. Nicht nur Friedrich Wilhelm der Vierte war ein eifriger Verfechter altständischen Wesens, auch der klarsehende Reichsfreiherr vom Stein wollte für Preußen keine Volksvertretung, sondern Provinzialstände — und die neuesten Vorschläge zur Reform zum Beispiel des sächsischen Landtagswahlrechts, die die Bezirksverbände, die Handels- und die Gewerbekammern, die landwirtschaftlichen Kreisvereine usw. berücksichtigt wissen wollen, bewegen sich durchaus in Bahnen, die, der sozialen und wirtschaftlichen Gliederung der Besitzenden Rechnung tragend, den alten ständischen Ideen sehr nahe kommen. Wer die Zeichen der Zeit versteht, hört das Klauschen eines neuen Vogels Phönix, einer neuen Periode der Romantik in den Lüften — aber natürlich auch diese Romantik wird nichts Bleibendes sein, sondern nur eine Übergangsform des politischen und des ästhetischen Empfindens, bis die moderne Demokratie die ihr so notwendige Mauserung durchgemacht hat.

Gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war das alte Schloß, worin die Landvögte Tunkel von Bernitzko und Albrecht Schlik, Graf zu Passaun, residiert hatten, so heruntergekommen, daß der neue Landvogt lieber in Spremberg Haus hielt, das an der Südgrenze der Niederlausitz zwischen den die Spree begleitenden Hügelketten gar anmutig liegt. Doch ließ er 1561/62 das Lübbener Schloß umbauen und den naiven Spruch über das Tor setzen:

Nich hat gebauet wohlgemut
Dieser edle Landvoit gut
Dousla Felix Herr von Hassenstein:
Gott erhalt ihn bei gutem Gewissen rein:
Nach Christi Geburt 1562 Jahr
Da er seines Alters im 46ten war.

Von dem ältern Schloßbau blieb nur der Bergfried, der große viereckige Turm, übrig. Das neue Schloß hat im Laufe der Zeit vielerlei Denkwürdiges erlebt. Der erste erlauchte Gast, den es in seinen Mauern sah, war der junge römische König und spätere Kaiser Maximilian, Ferdinands Sohn, ein so warmer Freund der evangelischen Lehre, daß die Katholiken seinen Übertritt befürchteten. Am 3. Januar 1564 zog er, geleitet von den Ständen, zur Huldigung in Lübben ein. Die Stadt war damals wohl im Stande und gut bewehrt: denn zur Begrüßung feuerte man vom Turme des Schlosses die „Doppelhaken“ ab, und einige Hundert Hakenschußen schossen mit ihren Rohren, zum Schlusse ließ man auch das grobe Geschütz auf den Mauern und den Wällen spielen. Ein ganz andres Bild gewährte die Stadt im Herbst 1620, als die Kommissare Johann Georgs von Sachsen herbeikamen, die Huldigung des ihm verpfändeten Landes zu fordern. Infolge von Bränden lag Lübben in Ruinen, das königliche Oberamt mit der Kanzlei war nach Guben übergesiedelt. Kaum waren Stadt und Schloß notdürftig wiederhergestellt, so kam die Schwedennot der Jahre 1636 bis 1645: die Häuser gingen abermals in Flammen auf, die Einwohner flüchteten, Papiere und Pergamente des landvogteilichen Archivs dienten den Koffen Banérs zur Streu, der Rest wurde samt dem Regierungsapparat im Spreewald geborgen, die Stände hielten ihren Ausschustag im Dorfe Schlepzig, und der neue Generalsuperintendent Huttenus hielt seine Antrittspredigt auf der sogenannten Wuffegt im Spreewalde. Der Spreewald war wieder die Landesfestung wie in der Wendenzeit. Wehe der schwedischen oder der kaiserlichen Streifschar, die, um Beute zu machen, in dieses Gewirr von Wasserläufen und Verhauen eindrang. Die Söldner wurden einzeln aus sicherem Versteck in hohen Baumwipfeln niedergeschossen oder von wohlbewaffneten Bürgern und Bauern umstellt und in die Sümpfe getrieben. Als das Ende des

Kriegs gekommen war, war unser Städtchen in einem kläglichen Zustande, ein Gegenstand des Mitleids der kursächsischen Landesherrschaft, die doch, weil nach allen Seiten hin Hilfe begehrt wurde, nicht viel leisten konnte. Unselige Zersplitterung der Kraft kam hinzu: nach dem Willen des 1656 verstorbenen Kurfürsten Johann Georg des Ersten wurden durch den Dresdner Hauptvergleich vom 22. April 1657 vom Kurstaate, den Johann Georg der Zweite übernahm, abgetrennt die Linien Sachsen-Weißenfels (bis 1746), Sachsen-Zeitz (bis 1718) und Sachsen-Merseburg (bis 1738), und das in einer Zeit, wo der Große Kurfürst von Brandenburg allen Fleiß aufwandte, aus seinen verschiedenartigen Hoheitsrechten und getrennt regierten Territorien einen einheitlichen Staat aufzurichten. Herzog Christian von Sachsen-Merseburg erhielt damals außer dem Stiftslande auch die Niederlausitz. Er war ein wohlmeinender, fürsorglicher Herr; sein im Ständesaal des Lübbener Landhauses erhaltenes Ölbild zeigt geistig belebte, tatkräftige Gesichtszüge. Dem in Brandenburg in Bedrängnis geratenen frommen Dichter Paul Gerhardt bot er die Schloßpredigerstelle in Merseburg an (siehe unten). Statt der doch nur auf zwei Augen gestellten Landvogtei schuf er 1666 die aus einem Präsidenten und vier Räten bestehende Oberamtsregierung und etwas später auch das Konsistorium; die Landeshauptmannschaft (seit 1563), die die unmittelbaren landesherrlichen Steuern und Einkünfte zu verwalten hatte, wurde beibehalten. So war zum Beispiel 1680 Präsident der Oberamtsregierung und des Konsistoriums zugleich jener Otto Hieronymus von Stutterheim, dessen Grab wir in Droggen kennen gelernt haben. Ferner ließ Herzog Christian das Lübbener Schloß erneuern und machte es zum Sitz der genannten Behörden. Das Tor des Schloßgebäudes, in dem jetzt der preussische Landrat seine Wohnung hat, trägt noch heute die Jahreszahl 1682 und zwischen zwei in Stein gehauenen Krebsen die Initialen des herzoglichen Namens und seiner Titel, darunter sind, um den Fischreichtum des Landes anzudeuten, zwei Welse (?) mit stachlichtem Rücken und geringelten Schwänzen eingemeißelt, während die Fensterwände des Schlosses mit Trauben geschmückt sind, ein dem jetzigen Anbau des Landes kaum mehr entsprechendes Motiv. Endlich bemühte sich der Herzog auch um die Vergrößerung und die Hebung der Stadt: er regte die Erbauung der Neustadt an, gab den Ansiedlern dieselben Rechte wie den Altbürgern, außerdem acht Freijahre und teilweise freies Bauholz und freie Ziegel. Der letzte Herzog der Sachsen-Merseburger Linie war Heinrich (1731 bis 1738), der meist im Schloße zu Spremberg residierte. Die Feierlichkeiten, die im Juni 1736 in Lübben stattfanden, als er mit seiner Gemahlin Elisabeth dort seinen Einzug hielt, liefern einige für die Kultur jener Zeit charakteristische Züge.

„Am 28. Juni morgens zogen fünfzig Knaben mit Gewehr, klingendem Spiel und fliegenden Fähnlein eine halbe Meile auf der Straße entgegen und stellten sich dort auf. Ihnen folgten mittags die bäuerlichen Wirte aus sämtlichen Dorfschaften in weißen Leinwandröcken, jeder einen weißen Stab führend, an dem sich entweder ein Kranz oder die Buchstaben H oder E, aus Korn- und andern Blumen geflochten, befanden. Vor jeder Gemeinde zog der Schulze einher, begleitet von einem Dudelsack und einigen Geigen. Sie lagerten sich an der Luckauerstraße, und an sie schloß sich näher der Stadt die Schützengilde. Um 4 Uhr rückten die Herren Stände zum Johannistag versammelt, und zwar über vierzig zu Pferde und etliche dreißig Carossen dem Herzog eine Viertelmile entgegen, ebenso Oberst von Nagmer und sämtliche Offiziere des in Garnison liegenden Regiments zweiter Garde. Um 6 Uhr erfolgt die Ankunft und die offiziellen Begrüßungen. Der Aufenthalt des Fürstenpaares dauert eine Woche, während derselben folgt Fest auf Fest, so am 2. Juli ein Redeactus, in dem sechs Schüler des Lyceums auftreten, am 3. Juli ein Ball der Dörfler auf dem Markte, am 4. eine Illumination, wobei die Durchlauchten im Wagen herumsuhren und die Transparents studierten. Beim Kammererrat Vergan las man unter dem sächsischen Wappen:

Es grüne Heinerich wie Raute und wie Rosen,
Dann lebt der Untertan so wie im Lande Gosen,

besonders geschmackvoll, weil Herzog Heinrich fünfundsiebzig Jahre alt war. Witziger war der Schneider Pötschick:

Obgleich um sechzehn Thaler Schuld
Geschicht Zmission
Glänzt doch zu meines Fürsten Hulb
Illumination."

Die Geschichte der letzten hundertfünfzig Jahre hat für Lübben mindestens drei große Historienbilder geliefert. Es war am 5. September 1758. Friedrich der Große auf dem Zuge vom Zorndorfer Siege zur Hochkircher Niederlage hält auf dem Schlosse zu Lübben Cercle mit den Vertretern des Niederlausitzer Hochadels, die erschienen sind, ihm die Cour zu machen. Da schlägt es 5 Uhr — der König zieht die Taschenuhr heraus und sagt lächelnd zu den um ihn Versammelten die eindrucksvollen Worte: *Le château du comte de Brühl est actuellement en feu . . .* Es war die unverblünte Wahrheit; denn um diese Stunde brannte eine Abteilung preussischer Husaren auf des Königs Befehl das Brühlsche Schloß Pforten (bei Forst in der Niederlausitz) mit allen seinen Kunstschätzen nieder. Ein halbes Jahrhundert später (14. Oktober 1806) haben die Lübbener Dragoner mit den Preußen bei Jena getreulich Schulter an Schulter gegen die Franzosen gekochten. Napoleon wünschte damals Preußen zu vernichten, Sachsen zu heben. Schon am dritten Tage nach der Schlacht bewilligte er der sächsischen Armee Neutralität; sie bestand zunächst darin, daß man der trefflich ausgerüsteten sächsischen Kavallerie Waffen, Pferde, Montur usw. abnahm und zerlumpfte französische Reiter damit versah. So kamen die Lübbenschen Dragoner zum Gespött der Einwohner einzeln zu Fuß in Drillichröcken mit abgeschnittenen Locken und Zöpfen wieder in die Garnisonstadt zurück. Das dritte Bild liefert der 21. Juli 1813. Bonaparte ist während des Waffenstillstandes, der dem letzten furchtbaren Ringen um die Befreiung Deutschlands voranging, in seinem ruhelosen Hin und Her auch nach Lübben gekommen, um dem neuen aus Italienern gebildeten 137. Regiment den Adler zu verleihen und die von seinen Ingenieuren entworfenen Pläne zur Befestigung Lübbens an Ort und Stelle zu prüfen. Mit Berthier, Caulaincourt, Dudinot und seinem Leibmamelucken Rustan hält er draußen auf den Spreewiesen vor dem Schlosse, läßt die Truppen defilieren, zerreißt die ihm vorgelegten Befestigungspläne als unausführbar, wirft sich wieder in seinen Reisewagen und kehrt nach Dresden, dem Zentrum seiner militärischen Stellung, zurück.

Auch die drei Beziehungen Lübbens zur deutschen Nationalliteratur dürfen in dieser Skizze nicht übergangen werden. Sie knüpfen sich an die drei Namen Paul Gerhardt, Lessing und Ernst von Houwald.

Paul Gerhardt ist wohl die bedeutendste Gestalt unter den lutherischen Orthodoxen des siebzehnten Jahrhunderts. Er war ein gewaltiger Prediger und gottbegnadeter Dichter: seine Lieder stehn an Innigkeit der Empfindung und an dichterischem Schwunge denen Luthers nicht nach, aber es weht ein ganz anderer Geist in ihnen. Hier der holdselige, kindliche Klang „Vom Himmel hoch da komm ich her“ und der gewaltige Streitruß „Ein' feste Burg ist unser Gott,“ dort das rührende Klage lied „O Haupt voll Blut und Wunden“ und der ergebnisvolle Trostgesang

Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt
Der allertreusten Pflege des, der den Himmel lenkt.

Luther der aufbrausende Sohn des tatengewaltigen, selbstbewußten Reformationszeitalters, Paul Gerhardt das geruhige, geduldige Kind einer geschlagenen und gemarterten Zeit, des Dreißigjährigen Krieges. Die Vorsehung führte den 1607 in Gräfenhainichen gebornen, auf der Fürstenschule zu Grimma und der Universität

Grenzboten II 1904

zu Wittenberg gebildeten sächsischen Theologen nach Brandenburg in hervorragende geistliche Ämter. Er war seit 1650 Propst zu Mittenwalde, seit 1657 Prediger an der Nikolaikirche in Berlin. Aber sein streng lutherisches Gewissen brachte ihn mit den Unionsbestrebungen des Großen Kurfürsten in Konflikt. Obwohl er durchaus friedfertig war, kam er doch bei seinem Landesherrn in den Geruch, zu denen zu gehören, die von den Kanzeln gegen die religiösen Ausgleichsversuche donnerten. Am 10. Februar 1666 schreibt der Große Kurfürst aus Kleve: „Weil wir uns erinnern, daß noch mehr vorhanden, so den Revers nicht von sich gegeben, von denen insonderheit der Pfarrer zu St. Nicolai Paulus Gerhardt die andern nicht wenig von Unterschreibung des Reverses dehortiret, als befehlen wir Euch gnädigst, denselben vor Euch zu fordern und zu Ausstellung des Reverses, daß er unsern Edikten gehorsamst nachkommen wolle, anzuhalten, und da er solches zu thun sich verweigert, ihn gleichfalls mit der Remotion zu bedrängen.“

Als die „Remotion“ vom Amte am 22. Februar 1666 wirklich erfolgt war, hielten der Rat und die Gewerke von Berlin den Kurfürsten um Wiedereinsetzung des beliebten und verehrten Predigers, und der Kurfürst gab 1667 auch nach. Aber Gerhardt fürchtete neue Verwicklungen, verzichtete auf sein Amt und lebte, nachdem er die Hospredigerstelle in Merseburg ausgeschlagen hatte, einige Zeit mit einem ihm vom Herzog Christian von Sachsen-Merseburg ausgesetzten Jahresgehalt in Berlin, bis er 1669 als Pfarrer nach Lübben übersiedelte. Hier lebte er auf sächsischem Boden noch sieben stille Jahre — aber seine Leier war in den Geisteskämpfen und den Kümmernissen verstummt. In der Pfarrkirche zu Lübben ist sein schlichtes Grab erhalten; nahe dabei hängt an der Wand sein Bild mit einigen lateinischen Distichen darunter, die der Philologe F. G. Wernsdorff gedichtet hat.

In Lübben spielt auch ein Stück der Fabel des ersten klassischen Lustspiels der Deutschen, der „Minna von Barnhelm.“ Zwar zum Charakter Tellheims soll der preußische Major und Dichter Gwald von Kleist Modell gestanden haben, aber die Tat Tellheims, worauf die ganze Verwicklung des Stückes beruht, ist das Ebenbild einer Begebenheit, die sich in Lübben zugetragen hat. Der Lübbener Chronist Neumann erzählt, daß Friedrich der Große im Jahre 1761 bei der Eintreibung der Kontributionen in den verschiedenen sächsischen Ländern mit unerbittlicher Strenge zu Werke gegangen sei. „So rettete das ständische Landhaus hier in Lübben nur der Edelmut des Majors von Marschall, der auf Befehl des Königs von den Ständen binnen drei Tagen eine Kontribution von 20000 Thalern beitreiben, wenn sie binnen dieser Zeit nicht einginge, das Landhaus in Brand stecken sollte. Das Geld wurde von Leipzig bezogen und konnte in dieser Frist hier nicht ankommen, und nur dadurch, daß der Major von Marschall dem Kriegsrat Hirsch einen Wechsel über 20000 Thaler, dieser den Ständen aber hierauf die Quittung über den Empfang jener Summe ausstellte, entging das Landhaus der Einäscherung.“ Ein wenig erquickendes Bild — der unter den Sorgen und den Aufregungen des Krieges verhärtete und von seinem eignen Humanitätsideal abfallende Philosoph von Sanssouci, ein erquickenderes der brave Offizier, der mit Gefahr des eignen Vermögens die Härte des Königs mildert, das erquickendste Bild aber der Gouvernementssekretär in Breslau, der in seiner sächsisch-preußischen Doppelnatur ein Bewunderer des großen Königs und ein warmer Freund der Heimat von dem ihm zugetragenen Stoffe so gepackt wird, daß er uns den eignen Herzenskonflikt zum ersten deutschen Drama von „spezifisch temporärem Gehalt“ ausdichtet und das Kunstwerk schafft, von dem Goethe so treffend sagt: „Die Anmut und Lieblichkeit der Sächsinnen überwindet den Wert, die Würde, den Starrsinn der Preußen, und sowohl an den Hauptpersonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß dargestellt.“

Das dritte literarische Porträt, das uns Lübben entgegenbringt, ist das eines fast vergessenen Mannes. In der Trinkstube des Landhauses hängt über dem

Stammische das Bild des Schicksalstragödiendichters Freiherrn Ernst von Houwald; eine von ihm selbst gedichtete, von der Vergänglichkeit alles Irdischen sprechende Strophe steht darunter geschrieben. Er war auf dem Stammgute seines Geschlechts zu Straupitz am Nordrande des Spreewaldes geboren und ist 1845 als Landshyndikus der Niederlausitzer Stände auf dem Rittergute Neuhaus bei Lübben gestorben; sein Grab liegt auf dem stimmungsvollen Friedhofe des Dorfes Steinkirchen. Die Erlen des Spreewaldes haben dem Knaben ihre wehmütigen Weisen geflüstert, und der Schein der dort so eigenartigen Mondscheinnächte hat über seiner Jünglingszeit geleuchtet — und so hat sein ganzes Dasein eine weiche, träumerische Stimmung bekommen. Seine tränenreichen Schicksalsdramen beherrschten eine kurze Zeit die adelichen Salons und die Lesetische der Damen, aber Tieck und Börne vernichteten seinen Ruhm durch schonungslose Kritik; man nannte ihn den „dramatischen Matthißen, zu unkräftig, um andre Gestalten zu schaffen, als solche die Glasbläserei des Gefühls aus zierlichen Fäden für weibliche Nipptische zurechtspinn.“ Heute sind seine Schicksalstragödien fast verschollen; nur die Märchen, die er in drei Bänden 1819 bis 1824 unter dem Titel „Buch für Kinder gebildeter Stände“ herausgab, haben 1869 eine neue Ausgabe erlebt. Für seine Heimat wird Houwald immer einen gewissen Wert behalten, weil seine Dichtung dem Charakter der Landschaft in gewissem Sinne entspricht.

Doch nun genug der Erinnerungen — auch das heutige Lübben verlangt sein Recht. Die ansehnlichsten Gebäude der Stadt: das Schloß, die Pfarrkirche und das Landhaus sind schon hier und da in unsrer geschichtlichen Skizze erwähnt worden. Das Landhaus, aus einem ehemaligen Freihaus hervorgegangen, in seiner jetzigen Gestalt ein Bau aus dem achtzehnten Jahrhundert, spiegelt das Wesen der kursächsischen Zeit am reinsten wieder. Es ist ein dreigliedriger Bau von schönen Verhältnissen mit hohen Mansardendächern; der reichbeschattete Hof ist durch ein vornehmes Eisengitter von der Straße getrennt; über dem Tor sieht man das Wappen der Niederlausitz. Im Innern birgt es die Kanzlei, den Sitzungssaal und das Archiv der Niederlausitzer Stände. Sie halten hier noch immer ihren Landtag ab, der für die Regelung kommunaler Angelegenheiten von großer Bedeutung ist. Die vortrefflichen breiten Straßen, durch die sich die Niederlausitz auszeichnet, sollen insbesondere der Fürsorge der Stände und ihres Vorstehenden, des Herrn von Manteuffel auf Krossen, zu danken sein. An den Wänden des Sitzungssaales hängen zum Teil vortreffliche Ölbilder der sächsischen Fürsten, die als Landesherren über der Niederlausitz gewaltet haben, und ihrer Nachfolger, der preussischen Könige. Der Speisesaal imponiert durch das schlichte Weißgold des Holzwerks und die dazu kontrastierenden Mahagonimöbel. Auch die Küche ist sehenswert. Sie verwahrt nicht nur eine Masse wertvollen alten Kupfergeschirrs, sondern auch einen Mörser, der aus einem Kanonenrohr hergestellt ist mit der Inschrift: Anna von Muschwitz 1596. Die Muschwitz sind ein altes, namentlich um Kottbus angehohenes Lausitzer Adelsgeschlecht. So brummt diese Anna von Muschwitz wohl einst mit Donner und Blitz von dem Walle oder Turme eines ihrer Schlösser, jetzt muß sie Pfeffer und Ingwer in ihrem Innern zerstoßen lassen. Interessant für den Sachsen ist auch die Person des Ökonoms. Er trägt einen in Dresden berühmten kulinarischen Namen. Sein Großvater hat schon dem Kaiser Napoleon, als er auf die Spreewiesen hinausritt, eine Tasse Bouillon kredenzt, der Vater und er selbst haben in der Hofküche zu Dresden ihre Studien in der edeln Kochkunst gemacht — und so sind denn die ununterbrochenen Beziehungen zwischen der Küche des Landhauses und der Schloßküche zu Dresden das letzte dünne geschichtliche Band, das Lübben mit dem sächsischen Mutterlande verknüpft.

Die wichtigste Verkehrsader des Städtchens ist die mit Linden bepflanzte Breitestraße der Neustadt. Am Ende dieser Straße bei der altertümlichen Hospitalkirche betritt man die schönste Zierde der Stadt, den großen Hain, einen von der Berste durchflossenen achtzig Morgen großen Park mit wunderbarem altem Baum-

bestand, der saft- und krafttrotzend aus dem wohlbewässerten, durch tausendjährige Verwesung von Holz und Laub entstandnen Boden emporgewachsen ist, ein Nest des alten Spreewaldes, der einst das ganze zwischen Berste und Spree liegende Gelände einnahm. Hier wandert man unter gigantischen Eichen und Almen, an denen wieder ein von Nachtigallen durchtöntes Unterholz emporstrebt und auch am Tage die Pfade mit einem geheimnisvollen Halbdunkel erfüllt, die rechte Beleuchtung für den bemoosten Stein der Göttin Ljuba. Im obern Teile des Hains liegt ein alter Kirchhof, der weisevollste, den ich in der Niederlausitz gesehen habe. Eichen- und Akaziengebüsch, Trauerweiden, Eypressen und Flieder bilden hier ein so dichtes Blätterdach, daß das Ganze einem Urwald gleicht, in den einzelne Gräber hineingepflanzt sind. Manche eisenbewachsene Gruft liegt hier auch unter der Sonne des Mittags im tiefsten Schatten, weil sich das rosendurchflochtne Grün wie eine undurchdringliche Kuppel darüber wölbt; manches Kreuz sieht man nur in unklarer Verschleierung, weil die Schlingpflanzen einen dichten Mantel darum gewoben haben. Als ich am Abend die denkwürdige, mit vielen edeln Namen gezierte Stätte noch einmal besuchte, war der Himmel bedeckt, kein Büstchen rührte sich in der kühlen Sommernacht, nur verstohlene Strahlen des Mondes durchirrten das dunkle Grün — es war eine Lenauisch-Matthiassonsche Stimmung, in der man auch Ernst von Houwald einigermassen begreift. Ich sehnte mich inmitten der Grabesstille nach einem Laut des Lebens: da klang aus einem Fenster der nahen Jägerlaserne ein weicher Trompetenton zu mir herüber — ein vom Heimweh gepackter Hornist blies das Scheffelsche Abschiedslied des Trompeters in sanften, lang ausschallenden Tönen hinaus in die Nacht, seine Spreewaldliebste zu grüßen.

(Schluß folgt)



Eine sonderbare Geschichte

(Schluß)



Der Assessor war über die Belehrung etwas verstimmt. Daß doch die Herren von der Pädagogik, sagte er, immer den Mund voll roter Tinte haben müssen, mit der sie alles kritisch begeistern! Das hindert glücklicherweise nicht, daß sie sonst sehr angenehme Herren sein können. Ich hatte mal einen als Schöffen. Wirklich ein sehr netter, sehr intelligenter Herr. Sein Mitschöffe allerdings das gerade Gegenteil, mehr Schöps als Schöffe. Wenn sich der Gerichtshof zurückgezogen hatte, mußte ich allemal ein bißchen weit ausholen, um dem Herrn den Fall einigermaßen klar zu machen. Als ich nun nach Schluß der Verhandlungen mit dem Oberlehrer einen gemüthlichen Schoppen trank, konnte er nicht genug Lob finden für mein pädagogisches Geschick seinem Mitschöffen gegenüber und bedauerte bloß, daß ich mich bei meiner hervorragenden Befähigung nicht dem höhern Lehrfach gewidmet hätte. Nee, da müßte ich ja Tinte gesoffen haben, und noch dazu rote. Trotz ihrer kritischen Neigungen sind und bleiben die Lehrer doch nur Unterrichter.

Ganz recht, sagte der Kandidat. Also sind Oberlehrer Oberunterrichter. Da man nun ober und unter gegeneinander streichen kann, so läßt sich wenigstens mathematisch gegen die Gleichstellung der Oberlehrer mit den Richtern nichts einwenden.

Um also auf den Norweger Mansen zurückzukommen (der Assessor sprach die beiden Hauptwörter mit scharfem Nachdruck), so ist ja das mal einer, vor dem